

Sie arbeitet detailliert heraus, wie Internationalität, Globalisierung und Kosmopolitismus eigentlich viel mehr von USA-westlichen Werten und Haltungen geprägt sind und keineswegs kulturell unabhängig und neutral vermittelt werden (können). Ausgangspunkt und Referenzpunkt ist immer eine USA-definierte Lernkultur; Englisch mit US-amerikanischem Akzent fließend zu sprechen wird als „Pluspunkt“ erachtet, der für eine echte Zugehörigkeit zur *transnational community* und zu den *cosmopolitans* notwendig scheint. Mehrsprachigkeiten werden im Kontext der Internationalen Schule zwar grundsätzlich wertgeschätzt, Ziel sind jedoch perfekte Englischkenntnisse.

Auf Basis der Forschung in der „International School“ in Jakarta analysiert die Autorin die Reproduktionsmechanismen von kolonial-diskriminierenden Strukturen innerhalb der Schule – die sich jedoch nach außen hin und auch selbst als „neutral-international“ ausgerichtet präsentiert und verstanden wissen will. Deutlich wird, wie sich unterschiedliche Formen von Kosmopolitismus bilden und wie die Jugendlichen diese kulturellen Entwicklungen interpretieren. „Being international ...“ würde demnach mit einem globalen Weitblick charakterisiert werden. Wohl mit einer Zuwendung zur Interaktion mit „dem Anderen“, das über sichtbare physische Unterschiede (etwa Hautfarbe) definiert wird, ausgehend von einer „gewissen“ Norm (etwa helle Haut). „Being international ...“ umfasst gute „natürliche“ Englischkenntnisse und eine Zugehörigkeit zur westlichen *expatriate community*, die sich von der lokalen Bevölkerung distanziert, Zugang zu westlichem Kapital und Sozialisation in einer transnational-kapitalistischen Schicht.

Der jeweilige kosmopolitische Hintergrund bekommt Prägnanz der jeweiligen kulturell-ethnischen Zugehörigkeiten, die sich bei den beforschten Schüler/innen-Gruppen sehr divers gestalten. Soziale Hierarchien, die sich durch koloniale Vergangenheiten und historische Migrationsbewegungen manifestiert haben, werden zwischen den Gruppen reproduziert und wiederum gefestigt. Die Prozesse, wie sich unterschiedliche Formen von Kosmopolitismus bilden, sind aus soziokulturellen Ungleichheiten erwachsen und bedingen einander gegenseitig in ihrer weiteren Formierung.

Um Gemeinsamkeiten innerhalb ethnisch-kultureller Gruppen – und auch unter den „Third Culture Kids“ – fassbar machen zu können, nutzt Tanu den Begriff der *mutual intelligibility* (gegenseitige Verständlichkeit), die eben die Selbstverständlichkeiten von Gruppenzugehörigkeiten beschreibt. Manchmal äußert sich diese gegenseitige Verständlichkeit über gemeinsame Sprache, manchmal über gemeinsames *Know-How-to-Behave*, manchmal auch über ein „feeling for etiquette or atmosphere in the room“ (109), das ein vertrautes Zugehörigkeitsgefühl vermittelt.

In besonderer Weise besticht Tanu mit ihren detaillierten Beobachtungen im Feld. Beschreibungen von Situationen, die sich im Forschungssetting ergeben haben, die vielleicht selbst für die Forscherin im ersten Mo-

ment unwesentlich erschienen sein mochten, werden aufgrund ihrer präzisen Recherche in die Analyse mit einbezogen. Zahlreiche Beispiele aus ihren *field notes* lassen die Lesenden ins Feld eintauchen und ordnen sich nachvollziehbar ins Gesamtbild ein. Ein Beispiel: Tanu beschreibt eine Situation bei einem Eltern-Meeting, bei dem sie eine koreanische Mutter kontaktieren wollte, die ihr aufgrund ihrer guten Englischkenntnisse für ein Interview empfohlen wurde. Irrtümlich sprach sie eine andere Frau an, die offensichtlich eingeschüchtert zurückschreckte, als sie von der Forscherin auf Englisch angesprochen wurde: „But the second I opened my mouth and uttered some English words, a look of horror came over her ...“ (109). Diese Episode nimmt Tanu unter anderem als Analysegrundlage, um auf Hierarchien hinzuweisen, die sich zwischen unterschiedlichen ethnisch-kulturellen und sprachlichen Gruppen innerhalb der „International School“ herausbilden. Diese werden quasi aus der Gesellschaft in die Schule hineingetragen und dort reproduziert.

Unter dem „Schlagwort“ *filthy rich* (121) lässt sich ebenso beispielhaft nachzeichnen, wie die Selbst- und Fremdwahrnehmung von sozial konstruierten Klassenzugehörigkeiten sowie von kulturellen Grenzen festgeschrieben werden. Während für die *transnational middle class* ein gewisser ökonomischer Wohlstand als Normalität erachtet wurde, wurden wohlhabende indonesische Familien, die ihre Kinder zur „International School“ schickten, als „filthy rich“ beschrieben. Aufgrund der Schulgebühren und auch aufgrund des Wunsches, ihren Kindern ein erweitertes soziales Kapital im Sinne von internationaler Erziehung zu bieten, wurden sie als reich erachtet – und dieser Reichtum wurde von den *transnationals* als ungebührlich und außerhalb der Norm eingeschätzt. Somit wurde die Teilhabe von Nicht-*transnationals* als Überschreiten von Grenzen gesehen, demnach lediglich ein *western background* den Besuch einer Internationalen Schule legitimiert hätte. Dieser Diskurs wurde in unterschiedlich expliziter Form sowohl von den Schüler/innen als auch den Lehrenden mitgetragen.

Dieses Buch ist – wie Tanu betont – das erste, das nicht nur Einblick in die Mechanismen kultureller Reproduktion von Transnationalität mit westlicher Norm von „International Schools“ bietet. Sondern sie geht mit ihrer Sicht von innen darüber hinaus und lässt letztlich auch durch ihren ansprechenden und lockeren Schreibstil die Lesenden eintauchen, teilhaben und mit(er)leben.

Susanne Binder

Treiber, Magnus: Migration aus Eritrea. Wege, Stationen, informelles Handeln. Berlin: Reimer Verlag, 2017. 200 pp. ISBN 978-3-496-01589-5. Preis: € 35,00

Durch Migration und Flucht vor allem nach Europa und in die USA ist Eritreas Bevölkerung von einst über 6 Mio. auf mittlerweile um die 4,5 Mio. geschrumpft; in Deutschland hat sich die eritreische Diaspora seit 2015

mehr als verzehnfacht. Mit Migration und Flucht befasste kommunale Stellen und private Helferkreise bekunden, wie ich als ethnologischer Referent in dieser Angelegenheit selbst feststellen konnte, seit drei Jahren ein verstärktes Interesse an der politischen Situation Eritreas, Gründen für die Flucht aus diesem Land und dem Habitus eritreischer Migrantinnen und Migranten (“Sie begegnen uns immer so zurückhaltend und schüchtern, warum ist das so?”).

Auf diesem Feld produziertes ethnologisches Wissen ist also gesellschaftlich hochaktuell und hochrelevant, doch sind Experten, die den Wissensdurst in dieser Hinsicht auf der Grundlage eigener fundierter mehrjähriger Feldforschungen stillen können, sowohl national als auch international rar gesät, der Ethnologe Magnus Treiber ist einer von ihnen. Kürzlich hat er seine Habilitationsschrift vorgelegt, die ich im Folgenden besprechen möchte.

Während Treiber sich in seiner Dissertation (“Der Traum vom guten Leben”. Münster 2005) damit beschäftigte, wie sich junge Menschen in der Hauptstadt von Eritrea, Asmara, unter repressiven Bedingungen in verschiedenen Lebensstilen üben und damit eine Gesellschaft simulieren, wie sie sein sollte (Treiber forschte dort, als dies noch einigermaßen möglich war, nämlich zwischen 2001 und 2005), begleitete er danach über 10 Jahre lang etliche Gewährsleute aus Asmara, von denen er die meisten noch von seiner Promotionsforschung kannte, in die Migration und über ihre erste Ankunft in die westliche Welt hinein. Von diesen damals jungen Menschen blieb nur einer in Eritrea. Alle anderen versuchten, mit mehr oder weniger Fortune, durch Flucht und Migration der Misere im Land zu entkommen. Treiber hat die Ergebnisse dieser langjährigen Forschungen nun in seiner Habilitationsschrift veröffentlicht und theoretisch zu durchdringen versucht.

Treiber analysiert die zeitgeschichtlichen inneren und äußeren Faktoren, die zur repressiven Diktatur in Eritrea führten, die von Rechtsunsicherheit geprägt ist und die vor allem junge Menschen durch jahrzehntelangen Militärdienst oder den “National Service” zu sozialer und ökonomischer Perspektivlosigkeit verdammt. Dies und die ständige Gefahr, ohne Gerichtsverfahren für unbestimmte Zeit im Gefängnis oder im Arbeitslager zu landen, sind wesentliche Gründe, die illegale Auswanderung zu wagen. Auf diesen Hintergrund wird in den beindruckend geschilderten Biographien der Migrantinnen und Migranten weiterführend immer wieder Bezug genommen.

Treiber besuchte Flüchtlingslager und urbane Zwischenstationen der Migrantinnen und Migranten in Äthiopien und dem Sudan, in Ägypten, Israel und den Vereinigten Staaten und blieb zusätzlich dank moderner Kommunikationstechnik mit seinen Gewährsleuten in Kontakt. Seine Ausführungen gründen deshalb, anders als in traditionellen Ethnografien üblich, auf einer bemerkenswert breit angelegten multilokalen Feldforschung mit fließenden räumlichen und zeitlichen Grenzen.

Im Zuge der langjährigen Begleitung der Migrantinnen und Migranten als Ethnologe kristallisierte sich für Treiber ein zentrales Verstehensproblem heraus: Gibt es bei all den Idiosynkrasien der einzelnen Migrantinnenbiografien mit ihren unterschiedlichen Lebensumständen und -voraussetzungen nicht doch etwas Gemeinsames, etwas, was das Handeln eritreischer Geflüchteter in der Migration typisch macht und charakterisiert? Und wenn dem so ist, rühren diese Gemeinsamkeiten womöglich von den allgemeinen Bedingungen einer Flucht aus Eritrea her, das heißt, den Stationen, die ein Geflüchteter aus Eritrea in seiner Migration durchlaufen muss? Handelt es sich hier um ein Verhalten, das mehr oder weniger alle eritreischen Migrantinnen und Migranten auf ihren nicht selten verworrenen Wegen notgedrungen erlernen, ja habitualisieren müssen, und das sie auch nach der Ankunft am “Ziel ihrer Träume” nicht so einfach ablegen können?

Treiber klopft die bisherigen Ansätze der Migrationsforschung darauf hin ab, ob sie zur theoretischen Aufarbeitung der sehr unterschiedlichen Lebensumstände, Migrationsabläufe, Migrationserfahrungen, Handlungsmöglichkeiten und Zielvorstellungen der Migrantinnen und Migranten, wie sie sich ihm darstellten, tauglich sind. Er diskutiert Begrifflichkeiten für das Handeln in existenziellen Krisen während der Migration, wie “Coping Strategy”, “Agency”, “Bricolage” und “Manoeuvring”. All diese Begriffe und die mit ihnen verbundenen Konzepte befindet er im Hinblick auf seinen Forschungsgegenstand jedoch für wenig brauchbar, weil sie eine gewisse individuelle Autonomie voraussetzen, die in Flüchtlingslagern oder einem Leben in der Illegalität so gut wie nicht möglich ist.

Bei seinen Untersuchungen fiel Treiber das Handeln der Auswanderer als zunächst einmal wenig zielführend, mitunter planlos, unüberlegt und psychischem Stress geschuldet auf. Das hat wesentlich damit zu tun, dass die Geflüchteten keine Solidargemeinschaft bilden oder bilden können. Stattdessen versucht jeder von ihnen das eigene Migrationsprojekt in Konkurrenz zu anderen zu einem erfolgreichen Abschluss zu bringen. Für die Fluchtschmuggler sind Migrantinnen und Migranten ohnehin nur Ware, die man möglichst gewinnbringend hin und her verschiebt. Sie “sind immer wieder auf sich selbst gestellt, unmittelbare Solidarität ergibt sich eher bei gemeinsamer Reise als bei gemeinsamem Aufenthalt (und Konkurrenz um die Weiterreise)” (160). “Unter Stress und ohne Überblick werden volatile Situationen und Entwicklungen eingeschätzt, muss Wissen zur eigenen Lage geschöpft und vermittelt werden” (17). Kurzum, es brodelt die Gerüchteküche.

In einem solchen Milieu der Konkurrenz legen Migrantinnen und Migranten ihr Vertrauen nicht in formale Verfahren, in denen man einer unter vielen ist und in der Masse unterzugehen droht, sondern versuchen ganz im Gegenteil, ihr Migrationsprojekt auf eine Weise voranzutreiben, die den formalen Institutionen oder Verfahren auszuweichen oder diese zu manipulieren versucht. Dies ist Fluch wie Chance gleichermaßen, denn

der "Verdacht, dass eine Partei die andere zu manipulieren oder auszunutzen versucht, ist einer solchen Handlungssituation notwendig inhärent", andererseits "versprechen Ausweichen und Aushandeln ... Möglichkeiten des Handlungserfolges" (22).

Hier tut sich also eine Dimension des Handelns von Migrantinnen und Migranten auf, die in den bisherigen Diskursen der "Refugee and Migration Studies" kaum Beachtung fand. Treiber versucht ihr konzeptionell näherzukommen, indem er sie – auf der Grundlage eigener langjähriger empirischer Forschungen – als Handeln in einer "durch und durch existenziellen Krise" (13) begreift, das er als "informelles Handeln" bezeichnet: "Ich bezeichne das vorgefundene ... Handeln als informell, da es im Umgang und in der Auseinandersetzung mit formalen Welten entsteht – ohne sich in diese einzupassen. Den dazugehörigen Lernprozess, der bekannte, mitunter historisch vermittelte Praxen mit Migrationsituation und -prozess verbindet und nicht zuletzt Welt- und Selbstsicht wandelt, nenne ich Informalisierung, und das übergeordnete Konzept, in dem Praxen und deren Vermittlung nachvollziehbar werden, Informalität" (9).

Informalität wird zum Schlüsselbegriff, der in Treibers Arbeit durchgängig auftaucht und den dieser aus seinen empirischen Daten heraus *ex negativo* im Kontrast zu den in der Migrationsforschung gängigen, oben erwähnten Konzepten ausschält und aus unterschiedlichen Blickwinkeln betrachtet. Vielleicht wäre eine präzisere Definition des Begriffs "Informalität" sinnvoll gewesen, doch will Treiber diesen Begriff und das damit verbundene Konzept offensichtlich bewusst offenhalten, um so der Gefahr einer zu engen essentialistischen Lesart zu entgehen.

Könnte die Informalität eritreischer Migrantinnen und Migranten aber nicht auch in den ganz spezifischen Bedingungen ihres Herkunftslandes begründet liegen, ihren Erfahrungen, die sie unter einem Regime machen mussten, das seine vom maoistischen Gedankengut affizierte Guerilla-Vergangenheit erinnerungspolitisch pflegt und dem es gelang, die damit verbundene Kultur des Misstrauens, Verschweigens oder Wegsehens so tief in der Gesellschaft zu verankern, dass das Vertrauen in formale Verfahren systematisch unterminiert wurde, mit der Folge, dass eritreische Migrantinnen und Migranten bereits in Eritrea selbst ein informelles Handeln einüben oder habitualisieren mussten, das auch ihr Handeln in der Migration prägt?

Diesen Punkt spricht Treiber in seiner Arbeit immer wieder an, freilich ohne hier zu gewichten. Inwiefern hier in Eritrea selbst gemachte Erfahrungen und in der Migration erlernte Verhaltensweisen ineinandergreifen, kann empirisch wohl kaum faktoriell zergliedert und fein säuberlich voneinander geschieden werden. Deshalb wäre es wünschenswert, wenn Treibers Konzept des informellen Handelns eritreischer Migrantinnen und Migranten am Beispiel von solchen aus anderen Herkunftsländern theoretisch erprobt und weiterentwickelt würde, um seine mögliche Reichweite über Eritrea hinaus auszuloten. (Ob das stattfinden wird, bleibt in Anbe-

tracht der gegenwärtigen Ausrichtung unseres Wissenschaftsbetriebs mit seinem stummen Zwang, stets all das, was ist, hinter sich zu lassen und das Rad permanent neu zu erfinden, allerdings fraglich.)

Das von Treiber beschriebene informelle Handeln setzt sich im Milieu der Migrantinnen und Migranten an unterschiedlichen Zwischenstationen fort, wo Solidarität weitgehend fehlt. In der Atmosphäre zermürbenden Wartens auf eine Gelegenheit, weiterzukommen, ist Vertrauen rar, aber Missgunst und Lüge an der Tagesordnung.

Über die Selbstwahrnehmung seiner Informantinnen und Informanten als Konkurrenten um eine erfolgreiche Ankunft in eine als besser imaginierte Welt gelangt Treiber in seiner Untersuchung zur migrantischen Konstruktion von Selbst und Welt. Migration – als Verschieben eines lebenswerten Lebens in eine Zukunft an einem anderen Ort – wird einerseits zu einem sich abschließenden Lernprozess, andererseits zu einem existentiellen Projekt, das zum Erfolg verdammt ist – oder als Lebensprojekt selbst scheitern muss.

Ein hoher Wert von Treibers Arbeit liegt in den ethnografisch dicht beschriebenen Migrationsbiografien, die den Leser emotional berühren, die aber im selben Zuge – und das ist zu betonen – einer reflexiven Betrachtung unterzogen werden. So wird man mit der bitteren Ironie konfrontiert, dass die Protagonisten nach einem Ort streben, an dem sie Mensch werden und sein können, sich aber gleichzeitig gezwungen sehen, sich während ihrer Migration ein Verhalten anzueignen bzw. ein mitgebrachtes weiter zu verfestigen, das dem Hohn spricht, was sie eigentlich zu werden und zu sein beabsichtigen. "Informalisierung ... nötigt ... auch eine moralische Auseinandersetzung und Selbstreflexion ab, die Menschen verändert: Werden manche zu leichtfertigen Lügner, so verzweifeln die anderen und drohen, daran zu zerbrechen" (25).

Hilfreich wäre ein Verzeichnis der wichtigsten Personen gewesen, da diese in verschiedenen Zusammenhängen in unterschiedlichen Kapiteln der Arbeit behandelt werden und ich als Leser nicht immer parat hatte, wer wo und wann diesem und jenem ausgesetzt war. Und manchmal hätte ich mir bei einigen Quellenbelegen nicht nur den Autorennamen mit dem Erscheinungsjahr, sondern auch eine Seitenangabe gewünscht.

Freilich sind dies Marginalien angesichts dessen, dass Treiber mit seinem gut lesbaren Werk über eritreische Migrantinnen und Migranten eine Pionierarbeit vollbracht hat, die auf insgesamt fast zwei Jahrzehnten multilokal durchgeführten Forschungen beruht. Sein Buch leistet einen großen Beitrag zum Verständnis von Motivation und Verhalten der betroffenen Menschen und bereichert darüber hinaus die theoretische Diskussion in der Migrationsforschung um wesentliche Erkenntnisse, die es verdient haben, zum Ausgangspunkt weiterer Forschungen genommen zu werden.

Alexander Kellner